

Heimat oder Liebe : historische Skizze

Autor(en): **Lötscher, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **213 (1934)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374935>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heimat oder Liebe.

Historische Skizze von E. Vötischer.

Zu Beginn des XV. Jahrhunderts diente im Hause des Gerbermeisters Johann Scheitlin zu St. Gallen eine appenzellische Dienstmagd. Das Anneli Eugster von Speicher, des Rhodmeisters Eugster Tochter, eine blühende, kraftstrotzende Maid. Ihr Vater war mit dabei gewesen, als die Appenzeller die äbtischen Bögte verjagten und deren Burgen brachen. Auf dem Heimweg aber fiel er äbtischen Kriegern in die Hände, die ihn nach heftiger Gegenwehr überwandten und töteten. Die Kunde davon brach der Mutter das Herz. Doch nicht genug. Abt Runo von Stoffeln schickte seine Knechte gen Speicher, des Rhodmeisters Hof und Gut in Besitz zu nehmen und mit Not entging Anneli einem schlimmen Schicksal. Da dazumal die Stadt St. Gallen mit Appenzell im Bunde stand, wandte sich das heimatlose Mädchen in die Stadt des heiligen Gallus und fand im Hause des Gerbermeisters Scheitlin freundliche Aufnahme. Treu und willig diente sie ihrer Herrschaft und diese war sich gar bald bewußt, welche tüchtige Kraft sie in ihr gewonnen.

Der Tod ihrer Eltern, der Verlust ihrer Heimat wirkte noch lange in dem Mädchen nach. Fleißig und still tat sie ihre Pflicht. Nie huschte ein Lächeln über ihr hübsches Gesicht, wenn aber ein äbtischer Krieger ihren Weg kreuzte, glühten ihm des Mädchens Augen haßerfüllt entgegen.

Das Haus ihres Dienstherrn lag nahe am Speisertor. Durch den Dachstock ging der hölzerne Wehrgang, der rings um die Mauern, selbst um das Kloster St. Gallen herum lief und oft störten die schweren Tritte der Wache des Nachts die Magd aus schweren Träumen auf.

Der ehrgeizige Abt Runo von Stoffeln, dem das Bündnis der Stadt mit den Appenzellern ein Dorn im Auge war, wandte sich in seiner Not an die schwäbischen Städte und brachte bei ihnen seine Klage gegen seine abtrünnigen Untertanen vor, die sich weigerten, ihm die Steuern zu entrichten. Die Städte verurteilten dieselben, dem Abte zu huldigen und die fälligen Steuern zu entrichten. Während die Appenzeller an der Landsgemeinde den Urteilspruch höhrend verlachten, trat die Stadt St. Gallen aus Furcht vor den mächtigen Freunden des Abtes vom Bunde zurück und huldigte wiederum dem Abte. Das empörte Appenzellervölklein stieg bewaffnet von den Bergen herab, überfiel äbtisches und st. gallisches Gebiet, brandschatzte deren Untertanen und zog sich nun auch den Haß der St. Galler zu. Die Milch-, Butter- und Käselieferungen in die Stadt hörten auf, die einstigen Freunde überschütteten sich mit Hohn und Spott und taten einander zuleide, was sie konnten. Der Abt und die Stadt rüsteten sich offen zum Kriege gegen Appenzell, und Anneli mußte am Brunnen oft harte Worte von Seiten der st. gallischen Mägde über ihre Landsleute hören. Doch schlagfertig wußte sie sich solcher Nadelspitzen zu wehren.

Die Meistersleute hingegen ließen es sie nicht entgelten, daß sie eine Tochter des Berglandes war, obwohl der älteste Sohn Joachim Bannerherr der Stadt war und als solcher fast täglich von blutiger Vergeltung sprach.

In einem warmen Aprilabend des Jahres 1403 stieg draußen im Tempelackerlein eine dicke, schwarze Rauchsäule kerzengerade in den Abendhimmel. Die Wächter auf den Türmen und auf dem Wehrgange erhoben ein mächtiges Geschrei, der Torwart Engler am Speisertor schloß erschrocken das Tor und die Bürger eilten bewaffnet auf die Gasse, vermeinend, die Appenzeller seien im Anzuge. Dem war aber nicht so. Hingegen ritt ein Bauernknecht auf einem Ackergaul vor die Mauern und berichtete, daß ein Haufen junger Appenzeller jählings den Hof überfallen, den Meister, der sich zur Wehre setzen wollte mißhandelt und darauf das Haus geplündert und in Brand gesteckt und das Vieh hinweggetrieben hätten. Mit beweglichen Worten feuerte er die Stadtbürger an, dem Feinde nachzusetzen und ihm das geraubte Vieh abzunehmen.

Das Volk stieß wilde Vermüschungen gegen die Räuber aus und forderte gebieterisch, daß dem Hilferuf Folge geleistet werde. Joachim Scheitlin, der Bannerherr, stimmte begeistert zu und forderte die Umstehenden auf, ihm zu folgen. Da fiel sein suchender Blick auf Anneli, welches am offenen Fenster stand und um dessen roten Mund ein befriedigtes Lächeln schwebte.

Zornröte stieg in des Bannerherren Gesicht.

„Wartet auf mich, ich werde euch anführen!“ wandte er sich an das Volk und stürmte ins Haus, sich das Schwert umzugürten. Doch bevor er in die Rüstkammer abbog, trat er erregt ins Gemach, wo Anneli am Fenster lehnte und blickte finster in ihr gerötetes Gesicht.

„Wie kannst du dich unterstehen zu lachen, wenn unsern Leuten das Haus über dem Kopfe angezündet und sie ihrer Habe beraubt werden?“ fuhr er sie barsch an.

Das Lachen erstarb auf des Mädchens Lippen und zornig blitzte sie ihn mit ihren Braunaugen an.

„Ihr vergesst, daß unsere Leute bei den Aebtischen in die Lehre gegangen sind. Soll ich da trauern und klagen, daß sie etwas gelernt? Noch heute gelst das Hohnlachen der Aebtischen in meinen Ohren, als sie mich aus dem brennenden Hause trieben“, stieß es zornig aus. Und furchtlos begegneten ihre Augen den zürnenden Blicken des Meistersohns.

„Wie schön sie in ihrem Zorne ist!“ ging es diesem durch den Kopf und wie geblendet starrte er die bildhübsche Appenzellerin an, die er bisher kaum beachtet.

Ohne Gegenrede verließ er schweigend das Gemach, holte sein Schwert und stellte sich an die Spitze der bewaffneten Männer, dem Feind nachzujagen, der sich bis vor die Tore der Stadt gewagt.

Anneli blickte ihm verstonnen nach. Seine stattliche Erscheinung hinterließ einen tiefen Eindruck auf das Mädchen und sie schämte sich, über das Unglück triumphiert zu haben, das über den unglücklichen Bauern gekommen.

Mit Einbruch der Nacht kehrten die Verfolger unverrichteter Dinge zurück. Der Feind war mit seiner Beute entkommen, ohne daß es dem Verfolger geglückt wäre, seiner habhaft zu werden.

Die fortgesetzten Brandschakungen und Raubzüge der Appenzeller schufen eine böse Stimmung unter den St. Gallern gegen ihre einstigen Freunde. Auch im Hause des Gerbermeisters Scheitlin fielen harte Worte. Dann flammten wohl die Augen der jungen Maid haßerfüllt auf, doch hütete sie sich, ihre Leute zu verteidigen.

Seit jenem Tage, da Joachim Anneli im Zorne gesehen, suchten seine Augen oft in ihrem Gesichte zu lesen. Ihr heimliches Mienenspiel fesselte ihn, er empfand Mitleid mit ihrem Schicksal und aus dem Mitleid heraus wuchs eine tiefe Zuneigung, die ihn nicht wenig erschreckte, als er sich derselben bewußt wurde.

Auch dem jungen Appenzellermädchen erging es seltsam. Wenn sie Joachims Blicke auf sich fühlte, stieg ihr ein heißes Rot in die Wangen und fühlte sie sich befangen. Und des Nachts träumte sie sogar von ihm. Wenn sie aber darüber nachsann, daß er über kurz oder lang gegen ihre eigenen Landsleute zu Felde ziehen würde, verhärtete sich ihr Herz gegen den Zauber, den seine kraftvolle Persönlichkeit umgab. Doch mit der Zeit spürte sie kein stilles Werben und manchmal stellte sie sich in Gedanken vor, wie es sein würde, wenn St. Gallen und Appenzell ihre Feindschaft begraben und wieder Freunde würden. Wer weiß, wie sich dann ihr Geschick gestalten würde.

Doch es kamen bald stürmische Tage. Abt Kuno suchte und fand Hilfe bei den schwäbischen Städten am See und bei den Rittern, deren Burgen das trugige Volk gebrochen. Sie sandten ihm willig Hilfe, fast jeden Tag kam frisches Kriegsvolk in die Stadt und offen sprach man vom bevorstehenden Krieg mit Appenzell. Konstanz rückte mit einem stattlichen Heere ein, Ravensburg und Lindau, ebenso Ueberlingen, sandten ihre besten Kämpen über den See, der österreichische Vogt im Thurgau bot viel Kriegsvolk auf und die Ritter strömten von allen Seiten her, die frechen Bauern zum Gehorsam zurückzuführen, wie sie prahlerisch verkündeten.

Auch ins Gerberhaus beim Speisertor kam Einquartierung. Rottmeister Hans Mötteli von Ravensburg mit seinen Unterführern. Derbe Leute, die schon weit herum gekommen waren, wenn man ihren geläufigen Zungen Glauben schenkte. Anneli hatte Mühe, sich ihrer Zudringlichkeiten zu erwehren und als es einer zu bunt trieb, versetzte sie ihm mit ihrer kräftigen Hand einen Schlag ins Gesicht, der ihn belehrte, wie sich eine Appenzellerin zu wehren verstand.

Bergeblich versuchte Anneli, heimlich zu erfahren, von wo aus und wann die Aeltischen ins Ländchen einzufallen beabsichtigten. Die Meistersleute ver-

mieden es absichtlich, vor der Magd darüber zu sprechen. Und am Brunnen erfuhr sie nichts, denn die st. gallischen Mägde überschütteten sie mit Hohn und Spott, den sie gelassen entgegennahm. Und wenn sie es zu bunt trieben, wartete sie ihnen mit träsen Antworten auf, gegen welche sie nicht aufkommen konnten.

Eines Abends wollte sich Anneli, welches noch in der Küche zu tun gehabt, still in ihr Gemach zurückziehen. Da vernahm ihr Ohr aufgeregte Stimmen in der Wohnstube, wo der Meister mit den Leuten, die in seinem Quartier lagen, hinter vollen Weinkrügen saß. Zögernd hemmte sie ihren Fuß und lauschte auf das, was drinnen gesprochen wurde.

Deutlich erkannte sie des Rottmeisters Brummbaß.

„Es ist beschlossene Sache, wir ziehen hinauf gegen Bögelinsegg und brechen mit der ganzen Macht ins Land ein. Wollen sehen, ob wir sie nicht zu Paaren treiben.“

„Nehmt die Sache nicht gar so leicht, Freund!“ hörte Anneli Joachim sagen. „Es will mir nicht in den Kopf, daß wir nicht von zwei Seiten vordringen, die Kräfte des Feindes zu zersplittern suchen, wie ich vorgeschlagen.“

„Ihr möget ein tüchtiger Krieger sein, aber den Plan, den Feind zu umzingeln, überlaßt ruhig unseren Führern, die sich auf manchem Schlachtfeld bewährt“, prahlte Mötteli wohlmeinend.

„Ihr kennt weder Land noch Volk, Herr! Vergesst nicht, die Appenzeller kämpfen um Hof und Herd, um ihre Freiheit, wir um den Vorteil des Abtes.“

„Ach was, streiten wir nicht darum. Die Hauptsache ist, daß es übermorgen in den Kampf geht.“

Ein Geräusch trieb Anneli von ihrem Horcherposten weg. Frau Regula trat aus ihrem Gemach.

„Was suchst du noch um diese Stunde? Hast du gehorcht?“ redete sie die Ueberraschte an.

„Ich kam eben aus der Küche und wollte zu Bett gehen!“ gestand Anneli verschämt.

„Und? was hast du erlauscht?“ fuhr Frau Regula streng weiter.

„Nichts!“ gestand Anneli verlegen, doch vermied sie es, Frau Regula ins Auge zu blicken.

In diesem Augenblick trat Joachim aus dem Gemach und blickte betroffen auf Mutter und Magd. Anneli erschrak und wollte sich zurückziehen, doch Joachim faßte sie an der Hand.

„Was ist vorgefallen?“ frug er erstaunt.

„Sie hat an der Türe gehorcht — die Schlange!“ sagte die Mutter hart.

Joachim zuckte heftig zusammen und Anneli wurde totenbleich im Gesicht.

„Ist das wahr?“ frug er heiser und suchte die Schuld in ihren Augen zu lesen.

Anneli blickte verschämt zu Boden und schwieg.

„Rede!“ herrschte sie Frau Regula an. Und das Mädchen hob trotzig den Kopf und blickte der Meisterin fest in die Augen.

„Ja — ich horchte!“ gestand es, während ein tiefes Rot in ihr Gesicht stieg.

„Schlange!“ brauste Frau Regula auf.

„Nicht voreilig, Mutter! Vergesset nicht, sie ist eine Appenzellerin, man hat ihr die Eltern und die Heimat genommen.“

„Schweig! Ihr schönes Gesichtchen scheint dich betört zu haben. Ich habe es schon längst durchschaut, das Spiel, das sie mit dir treibt — die Schlange!“ schnitt die Mutter dem Sohn empört das Wort ab.

Die Magd aber flüchtete sich in ihre Kammer.

Dort warf sie sich auf ihr Lager und weinte herzbrechend. Als endlich die Tränen versiegten, dachte sie über das Gehörte nach und sie erwog den Gedanken, die Freunde in den Bergen droben zu warnen.

Angekleidet saß sie auf ihrem Lager und überlegte, wie sie aus dem Hause fliehen könnte. Noch war ihr kein rettender Gedanke gekommen, als es leise an die Türe klopfte. Ihr Herz schlug fast hörbar, als sie Joachims bittende Stimme erkannte. Sie überlegte, was sie tun sollte, doch als sein Bitten flehender wurde, trat sie leise zur Türe und öffnete sie.

„Anneli! Sage mir, warum hast du es getan?“ frug Joachim leise, indem er die Türe hinter sich zuzog.

Die Züge des Mädchens wurden hart.

„Weil ich mich an den Aeltischen rächen will!“ lautete der Bescheid.

„Und an mich hast du nicht gedacht?“

„Ihr vergeßt, daß ich eine Appenzellerin bin und zu jeder Zeit zu meinen Leuten stehe.“

„Wenn ich dich aber bitte, hier zu bleiben — mir zuliebe? Der Streit geht vorüber, die Liebe aber bleibt. Vergiß das nicht.“

Ein angstvoller Blick trat in des Mädchens Augen, ein leises Zucken lief über ihr Gesicht. Joachim sah, wie sie gegen die Versuchung ankämpfte und wollte seinen Arm um ihren Nacken legen, doch heftig stieß sie ihn zurück.

„Ihr seid ein St. Galler, ein Feind meines Volkes. Geht und laßt mich im Frieden! Das Blut meiner Eltern steht zwischen mir und Euch.“

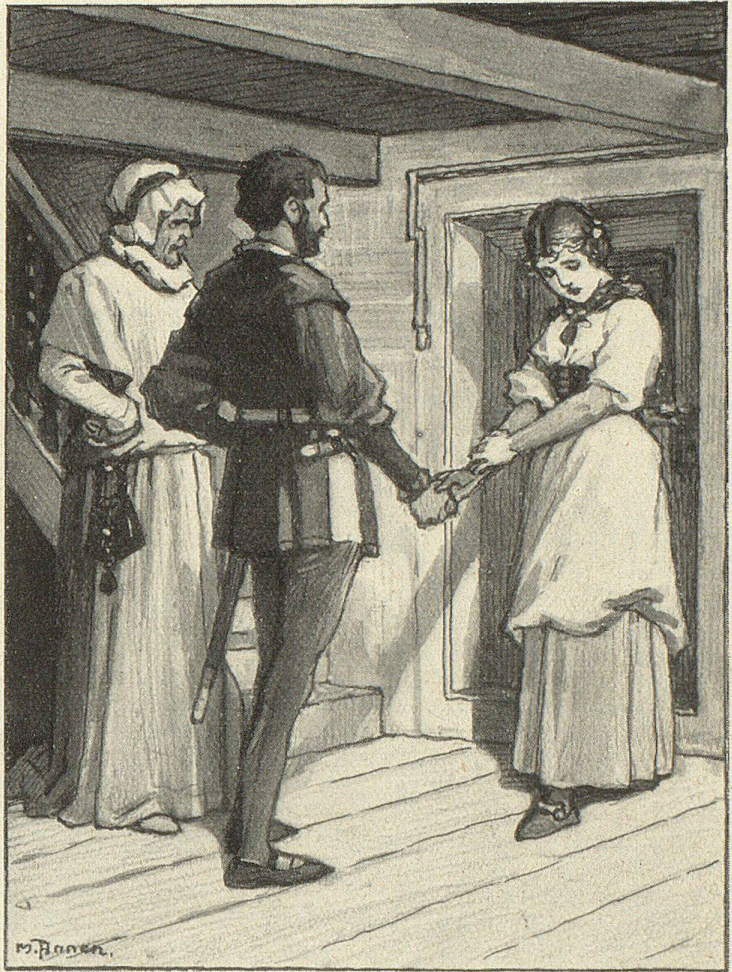
„Anneli! Sei barmherzig. Bedenke, ich biete dir meine Liebe an, mein ganzes Herz!“

„Ich wähle die Heimat! Eine freie Appenzellerin bin ich und will es bleiben!“

Joachim zuckte zusammen, warf noch einen liebevollen, wehmütigen Blick auf das Mädchen, das schlank und rank vor ihm stand, das seine aufrichtige Liebe verschmähte, nur weil er ein Feind ihres Volkes war. Dann verließ er traurig das Gemach.

Anneli stand immer noch mitten in der Kammer, ein Schluchzen herunterwürgend, das in ihre Kehle gestiegen. Sie wußte, daß ihres Bleibens hier nicht mehr war. Und in dieser Stunde erst spürte sie, wie ihr Herz nach Joachim schrie, den sie verstoßen.

„Heimat oder Liebe! Ich habe gewählt!“ jagte sie tonlos. Wenig später verließ sie leise das Haus. Im



Schatten der Häuser huschte sie zum Brühlthor hinunter.

„Wohin des Wegs, Dirne?“ herrschte sie der Torwächter Bonifaz an.

„Zur alten Kathrine in der Speiservorstadt, ein Kräutchen für der Meisterin Magen holen,“ gab Anneli keck zurück, das wußte, nur durch List aus der Stadt zu kommen.

„So spät noch? Kannst nicht bis am Morgen warten?“

„Der Bannerherr selbst hat mich geschickt und mir ans Herz gelegt, ich möchte mich beeilen.“

„So, so! Nun, dann geh in Gottes Namen, doch bleib nicht zulange weg. Und der Wächter öffnete das kleine Türchen, das einzige, welches zur Nachtzeit für Spätlinge offen gehalten wurde. Behende schlüpfte das Mädchen durchs schmale Türchen.“

„Geht Euch wohl, Meister Bonifaz!“ rief sie leise zurück und ein schelmisches Lächeln huschte um ihren roten Mund. Wie geheizt flog sie über den schmalen Steg, der über den Stadtgraben auf den Brühl führte und verschwand im Dunkel der Nacht.

Der Wächter wartete umsonst auf ihre Rückkehr. Als er mit Tagesgrauen abgelöst wurde, schüttelte er bedenklich sein Haupt.

„Wie man sich doch in einem Menschen täuschen kann. Meine Hand hätte ich für die Unverdorbenheit dieses Mägdleins ins Feuer gelegt und jetzt scheint sie mir nicht besser als viele andere zu sein,“ brummte er auf dem Heimweg in seinen Bart.

Groß war die Bestürzung im Hause des Gerbers, als sich Annelis Flucht herausstellte. Frau Regula erging sich in heftigen Worten über die Schlange, die ihre Güte mißbraucht hatte und auch der Gerber war ärgerlich gestimmt. Joachim aber konnte es nicht fassen, daß sie von ihm gegangen. Wenn er sich auch nicht erklären konnte, wohin sie gegangen, hoffte er doch, daß sie im Laufe des Tages zurückkehren werde. Als aber der Tag verging, ohne daß Anneli zurückkehrte, kam eine heiße Angst über ihn. Erst jetzt fühlte er so recht, wie sehr er sie liebte.

Ein Glück, daß der bevorstehende Auszug ihm wenig Muße gab, über den schmerzlichen Verlust des geliebten Mädchens nachzuspinnen. Als Bannerherr der Stadt, der für die Ausrüstung seiner Leute besorgt sein mußte, gab es für ihn viel zu tun. Den ganzen Tag hatte er in der Rüstkammer zu schaffen gehabt, indem er die dort aufbewahrten Waffen unter die Stadtbürger verteilte, und daneben galt seine Sorge den Zurückbleibenden. Die großen Tarasbüchsen mußten auf den Zwingolf der Stadttore geschafft werden; auf dem Laurentzurm, den Ringmauertürmchen, die Gestellbüchsen aufgepflanzt werden. Dann teilte er die zurückbleibende Mannschaft ein, die auf den Türmen, Ringmauern und Erfern hoher Häuser Wache halten mußten; bestimmte, wer die Wache auf dem Wehgang zu übernehmen hatte und es wurde spät, ehe er an diesem Tage sich zur Ruhe legen konnte.

Strahlend stieg der 15. Mai 1403 herauf. Schon am frühen Morgen herrschte ein reges Leben in der Stadt. Dumpf wirbelten die Trommeln und riefen die Krieger zur letzten Musterung vor dem Auszug auf den Brühl. Stolze, eisengepanzerte Ritter sprengten durchs Brühlthor, die Gassen widerhallten vom schweren Tritt der Krieger. Jungmädlein teilten Blumen und Tannengrün an Brüder und Gatten aus, als ob es zu frohem Tanz und nicht in die heiße Schlacht ginge. Der Abt selbst erschien im festlichen Ornat mit seinen Domherren auf dem Brühl, segnete die Ausziehenden, indem er ihnen Mut zusprach und eine treffliche Bewirtung nach siegreicher Rückkehr in Aussicht stellte.

Mit Hörnerklang setzte sich der stattliche Zug, voran die stolzen Ritter, langsam in Bewegung. Durch die Speiservorstadt, an der Kapelle im Linsebühl vorbei zog das Heer sorglos und siegesfroh bergwärts, dem Feind entgegen. Die Vorhut voran, die darauf brannte, die truzigen Bauern zu überrennen. Noch lange tönten ihnen die aufmunternden Zurufe der Zurückbleibenden nach. Und die Buben begleiteten Brüder und Väter bis weit den Berg hinan.

Lachen und Scherzen verscheuchten jeden Gedanken an Niederlage. Inzwischen erreichte die Vorhut die Dezi, die nur von wenigen Feinden besetzt war, die sich nach kurzem Kampfe in den steilen, waldigen

Hohlweg zurückzogen, der Höhe von Bögelinsegg zu. Noch zögerte die kleine Schar, dem Feind in den Hohlweg zu folgen. Sie wartete, bis der Gewalthaufe anrückte, dann drangen sie vorsichtig in die enge Waldschlucht, die sie nur von wenigen Kriegern besetzt wähten. Eine Dohle flog krächzend davon.

„Selbst die Vögel fliehen vor uns“, rief übermütig ein Konstanzer, indem er aus der Reihe trat und lachend gen Himmel wies. Da zischte ein Pfeil heran und bohrte sich in des Spötters Schläfe. Stöhnend sank er sterbend nieder.

Ein Wutschrei war die Antwort der Angreifer und ungestüm drängten sie vor. Die Reiter gaben den Hengsten die Sporen, zückten ihre Schwerter und drangen in den Hohlweg ein. Hinter ihnen das Fußvolk, das es kaum erwarten konnte, gegen den Feind geführt zu werden.

Doch es zeigte sich kein Feind, der Wald blieb still und schien wie ausgestorben. Da — in der Mitte des Hohlweges erhob sich plötzlich mildes Kriegsgeschrei. Durch Busch und Strauch, von allen Seiten fielen die Appenzeller und ihre schwyzerische Hilfsmannschaft über den Feind her, der sich in der engen Waldschlucht kaum zu wehren vermochte. Die flinken Bergler warfen sich ungestüm mit Keulen und Morgensternen auf die Vordringenden. Wild bäumten sich die Pferde auf, die Ritter fluchten, drängten zurück, um aus dem engen Hohlweg herauszukommen, den Feind aus dem Walde zu locken. Mutig wehrten sie sich, doch das nachdrängende Fußvolk, welches wähten, daß bereits alles verloren sei, wich in panikartiger Flucht zurück.

„Kette sich, wer kann!“ schrien einige unter ihnen, der Ruf pflanzte sich weiter und als jetzt an andern Orten die Appenzeller in ihren Hirtenhemden ungestüm hervorbrachen, wandte sich das stolze Heer feige zur Flucht. Wohl stellten sich da und dort einzelne Haufen gegen das ungestüme Vorgehen der Appenzeller, aber unter deren furchtbaren Hieben wandten sie sich ebenfalls der Stadt zu, verfolgt von den kühnen Söhnen der Berge, die ihren Sieg auszunützen verstanden. Der Tod hielt reiche Ernte unter den Lebtsichen. Verwundete bedeckten den Ager, der vom Blut der Getöteten gerötet war, immer größer wurde die Not und bis vor die Tore der Stadt verfolgten die Appenzeller das Heer, das vor wenigen Stunden siegesfroh ausgezogen.

Zu St. Gallen herrschte großes Wehklagen, als das geschlagene Heer zurückflutete. Einige Tollkühne wollten die Büchsen auf die anrückenden Feinde abfeuern, doch die Besonnenen stellten sich vor die Mündung.

„Wollt ihr unsere eigenen Leute zusammenschießen?“ schrie Ratsherr Zollikofer. Vor der Speiservorstadt stellte sich Bannerherr Joachim mit seinen St. Gallern noch einmal dem Feinde. Ein kurzes, hartes Ringen und die wackern St. Galler mußten das Feld räumen. Während sich das geschlagene Heer hinter die schützenden Mauern der Stadt zurückzog, plünderten die siegreichen Appenzeller die Speiservorstadt, steckten die Häuser in

Brand, raubten das Vieh auf den umliegenden Höhen und trieben es bergwärts, ihrer Heimat entgegen.

Bei sinkender Nacht, nachdem die Appenzeller längst ihr Bergland erreicht, zogen die St. Galler aus, ihre Toten zu bergen. Weit mehr denn 200 Lebtische, darunter nahezu 100 von der Konstanzer Mannschaft, lagen erschlagen überall zerstreut am Wege und groß war die Zahl derer, die verwundet waren.

Zorn und Empörung herrschte unter den st. gallischen Kriegern über das feige Verhalten der äbtischen Hilfsvölker.

Eine schwere, unruhige Zeit kam. Die siegreichen Appenzeller trugen ihr Waffenglück weit hinunter in thurgauische Lande und an den See, brachen die Burgen der Ritter, verwüsteten das äbtische Land, Handel und Wandel stockte und allnächtlich lag Brandröte am Himmel, die zeigte, wie sich das Bergvolf für den an ihm begangenen Verrat zu rächen verstand.

Zu St. Gallen mehrten sich fast von Tag zu Tag die Stimmen, die einen Frieden mit Appenzell begeherten, auch die Städte rings um den See, die nicht minder zu leiden hatten, kamen endlich überein, den Abt seinem Schicksal zu überlassen. Am Georgentag 1404 schlossen sie Frieden mit Appenzell, das nicht zögerte, das Schwert in die Scheide zu stecken und wieder zur friedlichen Arbeit zurückzukehren.

Fürstabt Runo jedoch schickte Boten gen Appenzell und forderte neuerdings die Unterwerfung des Bergvölkchens. Er forderte sie auf, als demütig bittende Untertanen vor ihm zu erscheinen und die Friedensbedingungen anzunehmen, die er ihnen diktieren werde.

Das freiheitsstolze Völklein aber verlachte die Boten und jagte sie hohnlachend in die Stadt zurück. Die Stadtbürger erklärten ihrerseits, zu den wiedergewonnenen Freunden zu stehen und nahmen eine drohende Stellung gegen den Abt ein, daß dieser in finsterner Nacht mit seinen Domherren gen Wil flog.

Von dort her drohte er seinen unbotmäßigen Untertanen mit Bann und Interdikt. Diese aber schlossen sich enger aneinander und schwuren, sich gegenseitig mit Gut und Blut gegen alle Feinde beizustehen.

Anneli Eugster lebte indessen zu Gais bei ihrer Muhme, der Schwester ihrer Mutter. Unangefochten war sie in jener Nacht über Bögelinsegg nach Speicher gelangt, hatte den Ratsherr Fisch aus dem Schlaf geweckt und ihm die große Gefahr vor Augen gestellt, in welcher Speicher und Trogen standen. Der Ratsherr sandte noch in der Nacht Boten gen Appenzell und Herisau und bereits am folgenden Tag riefen die Harsthörner und Glocken das Volk in den Bergen zu neuem Kampfe. Nach der siegreichen Schlacht bei Bögelinsegg aber suchte das wackere Mädchen ihre Muhme auf und wurde daselbst mit offenen Armen empfangen. Ihr väterliches Haus lag noch in Schutt und Asche, doch versprachen Landammann und Räte, daselbe nach glücklichem Kampfe und Sieg wieder aufzurichten zu wollen, zum

Dank für die wertvolle Hilfe, die es ihnen durch ihre Warnung geleistet.

Als die Kunde nach Gais kam, daß sich St. Gallen wieder auf die Seite Appenzells stellte, durchzuckte freudiger Schreck ihr Herz. Der edle St. Galler Bannerherr erfüllte noch immer all ihr Sinnen, und ihr Herz lehnte sich nach ihm. Sie hoffte im Stillen auf ein frohes Wiedersehen. Wohl hatte sie die Heimat der Liebe vorgezogen, jetzt aber, wo Appenzell und St. Gallen verbündet, war die Schranke gefallen, die beide voneinander getrennt.

Fürstabt Runo indessen wandte sich an den österreichischen Herzog Friedrich, den Sohn des bei Sempach von den Eidgenossen erschlagenen Herzogs Leopold, um Hilfe gegen Appenzell. Dieser ließ sich nicht lange bitten, besonders, weil die Appenzeller die rheintalische Stadt Altstätten, österreichisches Lehen, hart bedrängten. Dieser beschloß, von zwei Seiten ins Appenzellerland einzufallen. Von Altstätten aus über den Stoß und von St. Gallen aus über Bögelinsegg. Seine erste Sorge war, sich vor die Mauern St. Gallens zu legen, um die Stadt zu verhindern, ihren Verbündeten zu Hilfe zu eilen, die Hauptmacht aber schickte er Altstätten zu Hilfe, das sich in schwieriger Lage befand. Die Kunde davon kam auch ins Appenzellerländchen. Zu Appenzell befand sich der von seiner Burg vertriebene Rudolf von Werdenberg, der jugendliche Graf, der dem Völklein in den Bergen seine Hilfe im Kampfe gegen Oesterreich anbot. Die Feuerzeichen auf den Bergen verkündeten den Hirten und Sennen des Alpsteins die große Gefahr, die ihrem Ländchen und ihrer Freiheit drohte. Harsthörner gellten durchs Land und von allen Seiten strömten die waffenkundigen Männer herbei, um die Grenzen mit ihrem Herzblut zu schützen.

Auch St. Gallen, das sich in der gleichen Gefahr befand, rüstete sich zum Kampfe gegen Oesterreich. Die Ringmauern wurden ausgebessert und zur Verteidigung zugerüstet, Hochwachen aufgestellt und die Zugänge durch Verhaue geschützt. Dennoch beschloß die Stadt, den bedrohten Freunden Hilfsstruppen zu senden und Bannerherr Joachim Scheitlin wurde zum Heerführer der st. gallischen Krieger ernannt. An einem strahlenden Sonntag des Jahres 1405 brach das st. gallische Heer auf. Wohlgemut zog die mutige Schar die Fuchstraße und den Hohlweg hinauf gen Bögelinsegg. Doch nicht mehr, um sich dort mit Appenzell in den Kampf einzulassen, sondern um an der Seite des Bergvolkes gegen den gemeinsamen Feind zu kämpfen.

Zubelnd wurden sie in den appenzellischen Dörfern empfangen und starker Zuzug gesellte sich zu ihnen. Die Appenzeller standen am Stoß, ihre Vorhut belagerte Altstätten. Frohe Kampfesstimmung herrschte unter ihnen.

In jedem Dorf, das die St. Galler durchschritten, frug ihr Führer nach Anneli Eugster. Kaum in Gais einmarschirt, erreichte die Kunde das Dorf, die Oesterreicher seien in Altstätten eingerückt und so rasteten denn die St. Galler nicht eher, als bis sie

auf dem Stoß angelangt. Mit frohen Zurufen empfingen die Hirten und Aelpler ihre Verbündeten. Joachim wurde noch am gleichen Abend zum Kriegsrat eingeladen, wo der Schlachtplan entworfen wurde.

In der Nacht schlug das Wetter um. Vom Alpstein her zogen schwere Sturm- und Regenwolken, der Nebel hing von den Bergen herunter und versprach einen regnerischen Tag.

Der Kriegsrat beschloß, eine Abtheilung gen Altstätten zu entbieten, den Feind auf den Berg zu locken, die Hauptmacht aber in den Wäldern oberhalb der Lezimauer aufzustellen.

Trüb und neblig stieg der Schlachttag herauf. Als die starke Vorhut der Appenzeller von Altstätten aus gesichtet wurde, zog ihr das österreichische Heer entgegen. Die Appenzeller in ihrer schlichten Hirtentracht hatten des schlüpfrigen Bodens wegen die Schuhe ausgezogen und gingen barfuß dem Feinde entgegen. Bald da, bald dort griffen sie ihn an und ließen sich von ihm den Berg hinaufdrängen. Oben suchten sie Schutz hinter der Lezimauer. Der Feind, durch ihr Zurückdrängen mutig gemacht, legte ein Stück des Berghaus nieder und brach ungestüm vorwärts, die übermütigen Bauern zu züchtigen. Vom Berg herab kamen im Sturmschritt kleinere Haufen der Vorhut zu Hilfe und jetzt begann das österreichische Heer auszuschwärmen. In diesem Augenblick brach der Gewalthaupte der Appenzeller aus dem Walde hervor und stürzte sich, barfuß wie die andern, mit wildem Geschrei auf den eindringenden Feind. Ein fürchterliches Ringen begann. Die Oesterreicher schickten die Armbrustschützen ins Feld, doch die Sehnen waren vom Regen schlaff geworden, sie mußten sich wieder zurückziehen. Indessen wogte der Kampf hin und her. Die österreichischen Ritter fochten männlich. Nur schrittweise wichen sie zurück. Oft stellten sie sich wie eine Mauer und gewannen wieder Boden zurück, den sie bereits verloren.

Joachim Scheitlin stand im dichtesten Schlachtgewühl und kämpfte heldenhaft gegen die Uebermacht. Sein Schwert troff vom Blute der Feinde, sein Helm war verbeult, von der Stirn rann ihm das Blut aus einer Streifwunde, er achtete es nicht und trieb seine St. Galler immer wieder von neuem gegen die Feinde an. Langsam, aber unaufhaltsam wurde der Feind zurückgetrieben. Der Regen setzte heftiger ein und erschwerte Oesterreich den Vormarsch. Dennoch schickte es immer wieder neue Truppen ins Treffen, der Sieg schwankte hin und her. Aber die Appenzeller wußten, worum es ging und hielten sich heldenhaft. Wohl ermüdeten ihre Krieger, einzelne kleinere Haufen wurden sogar zurückgedrängt, doch immer wieder warfen sie sich wütend auf den Feind.

Das Häuflein der St. Galler hatte schweren Stand. Oesterreichs tapferste Kämpen stürmten gegen sie an und es gelang ihnen schließlich, sie von den übrigen abzudrängen. Joachim sah die Gefahr und feuerte seine Leute mächtig an, die Verbindung wieder herzustellen. Er kämpfte gegen den Truchseß von Waldburg, einen zähen Gegner. Doch sein Häuflein schmolz, er selber kam in Gefahr, umringt und abge-

schnitten zu werden, da erscholl von der Höhe herab wildes Jauchzen. Die Kämpfenden hielten inne und blickten erstaunt in die Höhe. Neue appenzellische Hilfskräfte stürmten wildjauchzend den Berg hinab, den bedrohten Brüdern beizustehen.

Die Frauen und Mädchen von Appenzell und Gais waren es, die zu Gais in der Kirche gebetet und die unter der Anführung von Anneli Eugster ausgezogen waren, um an der Seite ihrer Brüder und Gatten zu siegen oder zu sterben.

Auf's neue entbrannte der Kampf, da fuhr Joachim eine Lanze durch die Schulter, ein Schwertschlag zertrümmerte seine Sturmhaube und blutend brach er zusammen. Gleichzeitig aber erhielten seine Kameraden Hilfe von anderer Seite, der Feind wurde zurückgeworfen, Joachim spürte nichts davon, wie er von einem st. gallischen Krieger aus der Schlacht getragen und unter eine Kottanne gelegt wurde. Bleich und leblos lag er da, während der andere sich neuerdings in die Schlacht stürzte.

Die Ankunft der appenzellischen Frauen und Jungfrauen versetzte die Oesterreicher in Furcht und Entsetzen. In unaufhaltbarer Flucht stürmten die Oesterreicher der Lezi zu, verfolgt von den wildjauchzenden Hirten. Viele erlagen den wuchtigen Hieben des erbitterten Bergvolkes, das den Feind bis vor die Tore Altstätten's verfolgte.

Die Schlacht am Stoß war geschlagen, das schlichte Hirtenvolk Sieger geworden über Oesterreichs siegegewohntes Heer. Auf den Knien dankte das Volk dem Himmel für den herrlichen Sieg. Wohl trauerte das Volk um den Heldentod Uli Rotachs, der sieben Feinde erschlagen und den Tod freiwillig in den Flammen suchte, um der Gefangennahme zu entgehen.

Die Frauen und Jungfrauen suchten indes das Schlachtfeld ab, um die Verwundeten zu pflegen, die Toten zu begraben. Auch Anneli Eugster, welches erfahren, daß Joachim Scheitlin mit den St. Gallern mutig in der Schlacht gekämpft, suchte nach dem Führer der St. Galler, den sie nicht unter den Lebenden fand. Tiefe Trauer lag auf ihrem hübschen, bleichen Gesichte und angstvoll drehte sie manchen Toten um, vermeinend, den Geliebten zu finden. Wieder beugte sie sich über einen Gefallenen, da drang ein Stöhnen an ihr Ohr. Um sich blickend, gewahrte sie einen Verwundeten unter einer Kottanne, der sich vergeblich mühte, sich aufzurichten.

Rasch erhob sie sich und eilte hinüber. Ein Blick in das blutbesudelte, bleiche Gesicht des Verwundeten und das Mädchen stieß einen erschreckten Schrei aus. Sie erkannte Joachim, der mit geschlossenen Augen zurückgesunken war. Rasch kniete sie neben ihm nieder und bettete sein blutiges Haupt in ihren Schoß, während ihr die Tränen aus den Augen stürzten.

Suchend blickten ihre Augen in die Runde und jetzt sah sie einen st. gallischen Krieger, der ebenfalls nach ihrem Führer Umschau hielt. Sie winkte ihn herbei und gemeinsam trugen sie den Verwundeten auf die Höhe.

Als Joachim endlich die Augen aufschlug, lag er in einem blitzblanken Bauernstübchen zu Gais und an seinem Lager saß Anneli Eugster, das ihn gepflegt und um sein Leben gebangt.

„Anneli!“ stieß Joachim freudig aus und seine Hand tastete nach ihrer Rechten, die sie ihm errötend überließ.

„Wo bin ich?“ frug er mit schwacher Stimme.

Anneli beugte sich liebevoll über ihn und gab ihm bereitwilligst Auskunft.

„Du Böse!“ meinte nach geraumer Weile der Verwundete, doch selige Liebe strahlte ihr entgegen. Da legte Anneli ihren Kopf auf seine Brust und weinte bitterlich.

„Setz laß ich dich nimmer, du Süße!“ sagte Joachim mit leiser Stimme und fuhr ihr lieblosend mit der Hand über den braunen Scheitel.

Ein Bote brachte den Bericht von Joachims Verwundung ins Haus des Gerbermeisters Scheitlin. Frau Regula ließ es keine Ruhe mehr, sie wollte zu ihrem Sohne und der Gatte begleitete sie nach Gais.

Wie groß war das Erstaunen der Eltern, als sie ihre einstige Dienstmagd am Lager des Sohnes fanden. Und noch größer wurde das selbe, als ihnen Joachim erzählte, wie das Mädchen sich an die Spitze der Frauen und Jungfrauen gestellt, um ihren Brüdern beizustehen, wie sie ihn auf dem Schlachtfeld gefunden und gar treu gepflegt.

Gerührt reichte Frau Regula Anneli die Hand.

„Kannst du mir verzeihen, was ich an dir gefehlt?“ frug sie zweifelnd.

Ein liebliches Lächeln trat in Annelis Gesicht.

„Ich habe Euch schon längst verziehen! Ich mußte so handeln, als Tochter meines Volkes und was ich für Euern Sohn getan, war meine Christenpflicht.“

„Gelt, Mutter, jetzt lassen wir sie nicht mehr von uns. Du kennst mein Geheimnis, du weißt, wie lieb ich sie habe, und . . .“

„Nicht weiter, mein Sohn, du mußt dich schonen! Wir wollen Anneli wieder zu uns nehmen. Doch nicht mehr als Dienstmagd, sondern als dein dir angetrautes Weib.“ Und die Mutter schloß ihre einstige Dienstmagd an ihr Herz.



Vater Scheitlin lachte vergnügt dazu.

„So ist's recht. Wer eine solche gute Appenzellerin ist, wird auch eine wackere St. Gallerin geben. Du hast dich zwar für die Heimat entschieden, doch wirst du auch die Liebe nicht verschmähen, die wir dir entgegenbringen“, schloß er lächelnd.

Nach Jahr und Tag führte Joachim Scheitlin das wackere Appenzellermädchen ins Vaterhaus und ihrem Bunde entsprossen Söhne und Töchter, die der alten Gallusstadt zur Ehre gereichten. Jahr für Jahr aber pilgerten die beiden hinauf zum Stoß, um an geheiligter Stätte dem Himmel zu danken, daß er sie doch noch zusammengeführt.

An meine Mutter.

Mutter, dies lehrtest mich du:
Dass — so lange die Erde kreist
Glück — nicht sich selber lieben heisst.
Nicht seines Daseins sorgloser Genuss,
Sondern, dass man schaffen muss
Nach aussen und innen

Und rüstig sich regen
In tapf'rem Beginnen
Den Seinen zum Segen.
Dass dann jene heitere Herzensruh,
Ein Lied auf den Lippen, ein Lachen dazu
Das Glück sei — Mutter, das lehrtest mich Du.

Frene Weidle.